12. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 206

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(9. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Von der Treppe der roten Veranda rief sie den Großvater.

Er antwortete aus der Tiefe des Parks. Dann kam er die Eichenallee heraufgeschritten. Vor ihm tollte ein langhaariger Vorstehhund, um ihn schwenzelte eine Dackelhündin.

„Hektor," rief Carla. Da verharrte der Hund, hob witternd die Nase, sprang dann aber in langen Sätzen auf sie zu und an ihr empor. Den Kopf kraute sie ihm. „Kennst du mich noch, alter Kerl. Viel zu lange bin ich nicht hier gewesen."

Nun war auch der Großvater heran. „'Morgen, Mädel. Ausgeschlafen? Darf ich dir meine neueste Freundin vorstellen? „Trudel" hab ich sie getauft. Du — da kannst du fast eifersüchtig werden, die kleine, freche Kanaille hat ganz mein altes Herz erobert. Eine Schmeichelkatze ist sie und dabei erster Klasse im Fuchsbau. Neulich hat sie eine alte Füchsin gepackt, dreimal so groß wie sie selbst."

Die Sonne schien durch die Scheiben der Veranda. In der einen Ecke umgeben von Palmen und immergrünem Gesträuch stand ein runder Frühstückstisch, eine Grasleinendecke mit breiter Spitzenkante und Spitzeneinsätzen lag auf ihm; im großen Silberkessel brodelte das Wasser, die Butter schimmerte goldgelb, wie nur Landbutter schimmern kann, Honig und Schinken warteten. Es war äußerst einladend.

Der Großvater schob Carla den Korbsessel zurecht, holte ein Kissen herbei. Sie wehrte sich ein wenig: „Du sollst mich nicht immer bedienen." aber ließ es sich doch gefallen. Es tat ja so wohl. Fest langte sie zu und schwatzte dabei von den Hunden, erzählte von der Josephinenstraße, dankte für das Lieblingszimmer, das ihr zugewiesen. Schwatzte und genoß. Ja, die Landluft machte einen gesunden Hunger; sofort, schon am ersten Morgen.

Alles hübsch allgemach. Bis der Großvater mahnte: „Beeil' dich ein bißchen, Mädel. Wir wollen auf den Hof, Wrangel will mir den Waldowschen Bock präsentieren, und ich möchte ihn nicht warten lassen." —

Quer durchs Schloß schritten sie, durch die vielen, hohen Räume, die ebenerdig lagen. Der Saal mit der gewölbten Decke und den breiten Stuckornamenten über den Fenstern, die sich beiderseits längs der Rahmen in Girlandenform tief herabzogen. Mit prachtvollen Gobelins waren die Wände bespannt. Schwere Rokokomöbel füllten den Raum, Riesentische, die verschnörkelt und mit gewundenen Beinen, blanke Marmorplatten trugen, ausladende Sessel und hohe Schränke mit gebauchten Türen. Nicht das zierliche Rokoko war es, das man im Trianon findet, sondern das kraftvolle des Potsdamer Stadtschlosses. Die Falkenbergs des 18. Jahrhunderts hatten dieselben Meister für sich arbeiten lassen, die auch für ihre Könige und Markgrafen werkten. Durch das vierfenstrige Wohnzimmer ging es, in dem einst die Großmutter ihre Besuche empfangen. Hier waren die Wände gemalt: breite, tiefblaue Bordüren faßten die Bildflächen ein, auf denen bunte, phantastische Vögel: riesenhafte fremdländische Fasanen und Reiher, Kolibris und Honigsauger, Papageien und Kreuzschnäbel auf blühenden Bäumen saßen oder unter sonnenblauen Himmeln flatterten. Wie oben in Carlas Boudoir herrschte hier das Empire, steiflehnig und gerade, aber größer in den Maßen und festlicher. Es war der Raum, den die jungen Falkenbergs als Kinder besonders geliebt, in dem sie sich in bunte Welten hineingeträumt hatten. Großmutter hatten sie kaum gekannt. Großvater und Vater hatten wohl nie von ihr gesprochen, und nur ganz selten hatte die Mutter von ihr erzählt: eine Kurländerin war sie gewesen, eine Prinzessin Liewen, schön, hochgewachsen und blond, in Petersburg hatte sie Großvater kennen gelernt, als er vom „alten Herrn", von König Wilhelm I., zum persönlichen Dienst beim Zaren kommandiert worden war. Die schwere Perlenkette, die die Mutter jetzt noch trug, das Brillantdiadem, das sie einst zu Hoffesten getragen, stammten von ihr. Und vielen wertvollen Schmuck sollte Großvater noch oben im eingemauerten Schrank seines Schlafzimmers bergen. „Der bleibt Falkenbergsch," hatte die Mutter gesagt, „wer wird ihn einst tragen?" Und ihre Blicke waren zu Christof gewandert.

Aus Großmutters Zimmer kam man in die Vorhalle, aus der eine breite Doppeltreppe in die Wohnhalle des Obergeschosses führte. Hier hallte jeder Schritt auf dem ziegelgedeckten Boden; durch zwei Stockwerke konnte man hinaufblicken, zwölf Meter hoch, und von oben herab hing an langer Eisenkette ein mächtiger Kronleuchter, der auch noch heute mit einer Unzahl Kerzen besteckt war. Ein flackerndes Leuchten gab das, wenn sie zur Auffahrt der Gäste entzündet wurden, und der Luftzug sie bei jedem Oeffnen des Portals anblies. Immer war es kühl in der Halle, und an heißen Tagen glänzten die Ziegel des Bodens feucht. Dann war ein starkes Gewitter im Anzuge, hieß es.

Graf Falkenberg öffnete die schwere Haustüre. Fast in Schulterhöhe saß die armdicke, bronzene Klinke. Langsam drehte sich der Flügel in den Angeln. Warm stieß die Luft von draußen ins Haus.

„Wirklich Frühling ist's jetzt," jubelte Carla.

Unter den Arm faßte sie der Großvater und leitete sie über den Schloßhof. „Du bist ja auch hier, mein Mädel. Da muß die Sonne scheinen." Noch gingen sie im Schatten, rechts und links lagen die Nebenbauten; rechts die Ställe für die Kutsch- und Reitpferde, die Hallen für das herrschaftliche Fuhrwerk, über ihnen die Wohnungen für die Kutscher und Diener, links die Flucht der Gastzimmer. Dazwischen lag die mit runden Kopfsteinen geflasterte Fläche, in deren Mitte der Sandsteinbrunnen stand; aus vier Eisenröhren plätscherte das Wasser in ein flaches Becken.

Vom Hof führte ein Fahrweg zur Landstraße, eingesäumt von hohen Steinmauern, hinter denen die Nutzgärten lagen, und Maulbeerbäumen in Doppelreihen, aus fritzischer Zeit stammend; in flachen Bogen war wilder Wein von Stamm zu Stamm gezogen.

Da hinab schritten sie, bogen dann rechts ab, hundert Meter die Chaussee entlang, dem Wirtschaftshof zu.

Vor dem Schafstall wartete der Baron Wrangel. Er zog den Hut, als sich die Beiden näherten. Graf Falkenberg stellte ihn der Enkeltochter vor. Carla reichte ihm die Hand. Mit kurzer knapper Bewegung ergriff er sie und verbeugte sich. Grad, daß er den Nacken senkte, nicht mehr. Dann winkte er dem Schafmeister, der den Bock heranzerrte. „Ich komme schon, Brendel," rief der Graf. Einige Schritte ging er vorwärts, an seiner Linken Wrangel.

Abseits stand Carla. Sie beobachtete die Gruppe der drei Männer, die um das Tier standen. Klein und gedrungen der Schäfer; Jacke, Hose und Filz von einer undefinierbaren gleichen Farbe, die einem einzigen großen Flecke gleich kam. Daneben groß und breit der Großvater in jagdgrünem Loden, die aufgesetzten Taschen und der Gürtel mit Hirschhornknöpfen geschlossen. Kaum einen halben Zoll kleiner der Baron Wrangel in graubraunem Reitanzug, der knapp gearbeitet war, die Hosen in Breechesform mit lederbesetzten Knien, hohe hellgelbe Stiefel mit Anschnallsporen. Eine kurze Gerte trug er in der Hand.

„Ein wenig höflicher hätte er grüßen können," dachte Carla, „er scheint sehr stolz zu sein, der Herr erste Beamte." Im Profil konnte sie ihn betrachten. Ein gradliniges Gesicht, zweifellos gut geschnitten, die Nase vielleicht etwas zu scharf, das Kinn zu stark vorgebaut; der Mund schmallippig, dabei nicht klein. Von den Nasenflügeln herab ein paar Falten, tief, fast schmerzlich, auf jeden Fall streng und ernst; auch um die Augenwinkel Falten, Krähenfüße, die sich beim Sprechen verschoben, bald stark, bald schwach erschienen. Die Augen nicht zu erkennen, die Wimpern dicht, lang, auffallend dunkel.

Carla sah es. „Er wird wohl Slavenblut haben, der kurländische Herr." Sie versuchte ihn abzuschätzen: Mitte der Dreißig, Anfang der Vierzig. — Das war also der Mann, von dem sie alle so große Stücke hielten, von dem Großvater sagte: „Er wird Schwung hinter setzen."

„Nun, Carla, was meinst du zu der Neuerwerbung?"

An die Gruppe trat sie heran. „Was sagt Brendel? Er wird wohl am meisten davon verstehen."

„Der Bock ist gut, Komteß, aber teuer. Der Herr von Waldow weiß seine Preise zu machen."

Sachverständig faßte Carla ins Fell. „Ich weiß ja nicht, was du willst, Großvater: Wolle oder Fleisch. Die Wolle, da ist nichts gegen zu sagen. Aber die Schulter scheint mir schwach. Hab ich recht, Brendel?"

Der Schäfer griff nach dem Kopf und rückte am Hute. „Die gnädige Komteß haben's gleich wieder weg. Mit der Schulter hapert's ein bißchen. Aber das ist ziemlich egal. Was wir brauchen ist Wolle. Das Gebäude haben wir alleine. Wenn Komteß mal die Mutterschafe ansehen wollen? Der Herr Baron meint auch . . ."

„Auf mich kommt's nicht an." Scharf saßen die Worte, hell, klingend war die Stimme. „Er muß singen können," dachte Carla; blitzartig kam der Gedanke.

Auch Graf Falkenberg horchte auf. Der Schäfer hatte sich tief über das Tier gebeugt.

„Es ist gut, Brendel. Führen Sie den Bock fort." Und zu Wrangel: „Ich danke Ihnen. Ich glaube, wir haben das Richtige gefunden. Sind Sie heute zu Tisch da?"

„Nein, Herr Graf. Ich muß nach Adolfsruhe. Auf Schlag sieben und neun gehen die Motortrecker zum erstenmal in schwerem Boden. Haben Herr Graf noch Befehle?"

Jetzt erst sah Carla, daß der Reitknecht vor dem Schafstall die braune Vollblutstute hin- und herführte. Sie kannte sie, oft genug hatte sie sie selber geritten. Schwierig war sie im Maul und verlangte eine weiche, geduldige Hand, wollte aber doch fest angefaßt sein.

„Sie reiten Lady Macbeth jetzt, Baron Wrangel?"

„Jawohl, Gräfin. Aber wenn Sie . . ."

„O nein. Es sind ja genug Pferde da." Und dann zum Großvater: „Wir gehen wohl jetzt. Ich wollte die alte Schindler auch noch gern begrüßen." Die alte Schindler hatte seit einem halben Menschenalter die Hühner, Puten, Enten und Gänse unter sich.

Ein ganz klein wenig neigte Carla Falkenberg zum Abschied den Kopf.

V.

Sonnabend schloß das Versuchslaboratorium der Zimmer-Werke schon um zwölf Uhr. Es war der einzige Wochentag, an dem Fritz Kähl zu Hause Mittag aß und den Nachmittag für seine Familie frei hatte. So hatte Margot ihren Empfangstag auch auf den Sonnabend gelegt; es war kein großer offizieller Empfang, es war immer nur ein kleiner Kreis da: gerade, daß die nächsten Freunde wußten, Kähls sind zu Hause.

Fritz war kein Freund der Geselligkeit; er war aber auch kein Freund seiner Häuslichkeit. Er hatte seine Arbeit, sie liebte er, sie erfüllte ihn ganz. Außerhalb der Fabrik wußte er nie recht, was er mit seiner Zeit beginnen sollte. Die Zeitung interessierte ihn nicht, Politik war ihm greulich; sie hält die Menschen nur von nutzbringender Arbeit ab, sagte er. Wie jemand Zeitschriften oder Romane lesen konnte, verstand er nicht. So saß er abends an seinem Schreibtisch, malte chemische Formeln auf große weiße Bogen, zeichnete Anlagen für chemische Prozesse, vertiefte sich in Fachbücher riesigen Formats. War er müde und abgearbeitet, ging er ins Kino, seltener in ein Theater. Die einzige Abwechslung, die er wirklich schätzte, war der Besuch eines eleganten Restaurants. Er zog sich dann sehr gut an, sehr langsam und sorgfältig, stets Smoking oder Frack, verlangte von seiner Frau, daß auch sie sich modern und elegant kleidete. Mit Sachkenntnis stellte er das Menü zusammen, suchte einen erlesenen Wein aus und aß und trank mit Genuß. Hier schlug das Blut der Väter bei ihm durch. Man wußte in den Gasthäusern, wer er war, bediente ihn als Conrad Kähls Sohn mit besonderer Sorgfalt.

Auch im Union-Hotel saß er gern, und Vater Kähl freute sich jedesmal aufrichtig, wenn Sohn und Schwiegertochter kamen. Er hatte dann eine besondere Schlemmerei zur Hand, ließ eine Seltenheit anrichten und eine Flasche aus dem Keller holen, die nicht mehr oder noch nicht auf der Karte stand. Dann setzte er sich wohl auch an den Tisch seiner Kinder, erzählte dem Sohn von seinen Sorgen, Nöten und Freuden, hatte aber eigentlich nur in Margot die aufmerksame Zu-

hörerin. Sie verstand ihn; sie wußte auch, daß der Schwiegervater an dieser Vorliebe des Sohnes für Restaurants, für gutes Essen und Trinken die leise Hoffnung nährte, er würde doch noch einmal zu seinen Betrieben zurückkehren.

Fritz Kähl verdiente in den Zimmer-Werken gut. Er bezog längst ein Direktorengehalt und hatte sein Dienstauto, das ihm aber auch privat zur Verfügung stand, weil er oft noch Konferenzen oder Fachvorträge in den Abendstunden zu besuchen hatte. Schon lange hatte er sich von der väterlichen Tasche freigemacht, auf jeden Zuschuß verzichtet, ja, er bestand sogar darauf, daß er im Union-Hotel seine Rechnung wie jeder andere Gast beglich. „Wir wollen das nicht erst einführen, Papa," hatte er gesagt, als der Vater Anweisung gab, keine Nota auszustellen. Im ersten Augenblick war Conrad Kähl verletzt gewesen; dann aber hatte er weise gelächelt; als alter Hotelwirt kannte er den Satz: man soll einen Reisenden nicht aufhalten. Jeder hatte seine Schrullen, mit denen man ihn selig werden lassen mußte.

Zu seiner Tochter, zur kleinen Inge, hatte Fritz Kähl keine Stellung. Gewiß, er liebte sie. Weil sie sein Kind war. Aber er wußte nicht viel von ihr, wußte auch nichts mit ihr anzufangen. Wenn er morgens in die Werke fuhr, war Inge noch in der Kinderstube, schlief meist noch; wenn er abends heim kam, hatte die Pflegerin sie schon längst ins Bett gebracht. So blieben für den Vater die Sonnabende und die Sonntage. Aber das genügte nicht, eine enge Verbindung zwischen Vater und Tochter herzustellen; das Mädelchen war scheu und klammerte sich an die Mutter, trotzdem Margot eisern streng war.

(Fortsetzung folgt)

Glücksgöttin Gitarre

Von F. Dörte

Der Ingenieur der Firma Lawerenz, Chicago, wurde gefragt, wie er denn zu seiner guten und begehrten Stellung gekommen sei. Er sei doch noch so jung. Und der Ingenieur lächelte und begann seine Geschichte, die eigentlich die Geschichte einer Gitarre und eines kleinen Liedes war.

„Ich habe immer ein bißchen Wanderblut in den Adern gehabt," erzählt er. „Nicht, daß ich gern auf der Landstraße liege und mich zu den Heimatlosen rechne. Aber die Natur hat es mir angetan, und ein Regen hat für mich eigene Melodie, und ein Sturm singt mir Lieder von Kraft und Trotz. Sie können das vielleicht verstehen.

Meine liebe Mutter pflegte immer zu sagen, daß man ein Lied haben müsse, auch wenn die Zeiten schlecht seien, denn ein Lied sei der beste Führer aus den schlechten in die guten Zeiten. So hat sie es immer gehalten, und ich weiß, wenn manchmal der Vater müde und erfolglos nach Hause kam, und Mutter dann zur Gitarre griff, dann verschwanden die Sorgenfalten von seiner Stirn, er trat zu ihr und sagte leise und behutsam:

„Es wird schon wieder werden, nicht wahr, Elise?"

Sie lächelte, und es wurde immer wieder gut.

Mutters Gitarre aber war eine Reliquie.

Als ich soweit war, um in die Welt zu gehen, da gab sie mir die Gitarre und lehrte mich ein kleines Lied. Es ist sehr schlicht und hat eine einfache Melodie.

Wenn dich die Sorgen quälen,
Verzage nicht, mein Herz,
Im Grunde aller Seelen
Liegt auch ein Häuflein Schmerz.
Und nach dem tiefsten Weinen
Muß stets die Sonne scheinen.

„Dein Großvater hat dieses Lied gemacht," sagte sie.

Ich nahm die Gitarre und ging in die Welt hinaus. Ich wollte aus mir selbst etwas werden. Aber die Welt ist hart. Ich fand nicht gleich Anschluß, und als ich nach Amerika kam, da hatte ich nur meine Gitarre. Ich wohnte ganz billig in einem nicht sehr sauberen Hause. Ich konnte die Miete nicht mehr bezahlen, und ein warmes Essen hatte ich schon lange nicht mehr genossen. Mein Wirt war ein bißchen geizig. Er wollte mich nicht direkt vor die Tür setzen, aber meine Gitarre stach ihm in die Augen.

„Meine Tochter will Gitarre spielen lernen. Ich würde Ihnen Ihre Gitarre mit zehn Dollar anrechnen."

Ich sah ihn groß an.

„Meine Gitarre ist nicht zu verkaufen."

Da wurde er wütend.

„Ich habe nichts zu verschenken, verstehen Sie. Sie müssen heute Ihr Zimmer räumen."

Ich wollte lieber auf freiem Felde übernachten, als meine Gitarre fortgeben. Es war ein Erbstück von Mutter, und sie war mein Trost. Solange ich sie hatte, merkte ich nichts von der Unbill des Lebens. Sie war mir wichtiger als ein Unterkommen.

So gab ich das Zimmer auf und zog durch die Stadt.

Am Abend war ich außerhalb an der Peripherie.

Als ich mich allein dünkte, nahm ich die Gitarre in den Arm und begann das Lied zu singen, das Mutter mich gelehrt hatte. Der Klang der Heimat lag darin und Trost und Hoffnung. Es konnte mir nichts geschehen, solange ich dieses Instrument besaß. Als ich geendet hatte, stand ein alter Herr vor mir.

„Deutscher?" fragte er.

„Jawohl," sagte ich.

„Hunger?"

„Es hält sich."

„Und das Lied? Ich kenne dieses Lied."

Es war sonderbar, daß er das Lied kennen wollte.

„Sie können dieses Lied nicht kennen," sagte ich, „denn mein Großvater hat es gemacht, und es ist nicht bekannt geworden."

„Ihr Großvater," sagte er, „das ist seltsam. Kommen Sie morgen zu mir. Und hier haben Sie fünfzig Dollar. Essen Sie gut und ziehen Sie sich sauber an."

Ich war allein und sah, wie der alte Herr zu einem Wagen ging, den ich nicht gesehen hatte. Er war ausgestiegen, um mich zu hören.

Ich sah auf die Karte, die er mir mit dem Geld in die Hand gedrückt hatte.

„Franz Peter Lawerenz" stand darauf. Und die Adresse.

Am andern Tage wurde ich in sein Büro geführt.

„Ihr Großvater war mein bester Ferund," sagte er. „Wir sind zusammen in die Schule gegangen und haben den alten Lehrer Deubler zusammen geärgert. Ich hätte ihn gern vor seinem Tode noch einmal gesehen. Wissen Sie, daß wir dasselbe Mädchen liebten? Aber wir verfeindeten uns nicht, weil wir wirklich Freunde waren. Als er damals das Lied dichtete, habe ich ihm geholfen. Es ist eigentlich aus meiner Stimmung entstanden. Habe nicht geglaubt, daß ich es noch einmal hören würde."

Er dachte eine Weile nach.

„Elise war Ihre Mutter, nicht?"

„So hieß meine Mutter."

„Ich kannte sie als kleines Ding. Der Ring mit den Türkisen war ein Geschenk von mir zur Taufe. Ja, das Leben ist bunt."

Wieder schwieg er. Und dann prüfte er mich aufmerksam.

„Elises Sohn soll nicht so herumlaufen, Elises Sohn soll arbeiten. Was können Sie?"

„Ich bin Techniker."

„Elises Sohn ist bestimmt fleißig," sagte er, als er mit seiner Musterung fertig war, und tat so, als spräche er nur mit sich.

„Sie können bei mir anfangen."

So begann hier meine Arbeit. Ich war fleißig und lernte in seinen Betrieben viel hinzu. Langsam entwickelte sich meine Stellung, und heute kann ich den Betrieb leiten. Herr Lawerenz hat eine einzige Enkelin, die in meinem Alter ist. Er sieht es gern, wenn ich mich um sie kümmere und macht freundliche Andeutungen über eine gemeinsame Zukunft. Aber ich bin sehr schüchtern und kann mich Annabella gegenüber nicht so äußern, wie ich es möchte. Ich suche nach einem Liede, das ich dichten will, und das will ich ihr dann auf der Gitarre vorspielen ..."

Der Autogrammjäger

Das erschreckliche Schicksal eines Steckenpferdreiters.

Zeitgenossen: kennt ihr das schauerliche Schicksal Philipp Emanuel Enzenspergers, würdig der Dramatisierung durch einen großen Dichter? Denn „Furcht und Mitleid“ erweckt seine Tragödie.

Philipp Emanuel war Bibliothekar, was ja an und für sich noch kein tragisches Verhängnis bedeutet. Als solcher lebte er sebstverständlich in der ehrfurchtgebietenden Atmosphäre aller hohen und höchsten Geister. Kann es da Wunder nehmen, daß er sich auch auf eine geistreiche Liebhaberei warf? Schließlich bedeuten ja gerade die Steckenpferde das wahre Glück der Menschen: der eine macht in Hühnerzucht, der andere in Briefmarken, der dritte in Bibliophilie, der vierte in Mundharmonikablasen — na und so weiter! Philipp Emanuel hatte also auch eine stille Liebe: er sammelte Autogramme.

Also: er sammelte Autogramme. Und zwar spezialisierte er sich als echter Wissenschaftler. Es kam ihm nicht auf die Handschriften toter Leute an, nur „lebende“ Autogramme waren sein Sport. So einfach ist das nun nicht, wie es sich anhört. Man kann doch schließlich den berühmten Leuten nicht kurzerhand auf die Bude rücken und sagen: Bitte, Herr Soundso, schreiben Sie sich doch gefälligst mal hier ein! Das geht vielleicht bei Filmdiven und Tenören! Aber sonst —!

So verfiel denn Philipp Emanuel auf die sonderbarsten Wege, um sein Steckenpferd mit Erfolg zu reiten. Er wälzte den „Kürschner“ und „Wer ist's,“ schrieb sich die größten Tiere heraus und suchte sich unter den seltsamsten Vorwänden Schriftzüge seiner Opfer zu ergattern. Er fragte bei einem berühmten Dichter an, ob er sich nicht einmal in seiner Stadt zu einer Vorlesung bereit finden lasse; er schrieb dem berühmtesten Chirurgen Deutschlands einen Brief und erbat sich Rat wegen eines imaginären Leidens; er wies einem gefeierten Musiker, um in Korrespondenz mit ihm zu kommen, nach, sie seien vom 15. Jahrhundert her miteinander verwandt — und Aehnliches mehr.

Aber — und das ist ein Beweis für die Großzügigkeit Philipp Emanuels — nicht nur den Geistesheroen wandte sich seine Beutelust zu: wer auch immer sich von der großen Masse unterschied, meinetwegen berüchtigt war, der war ihm willkommen. Höchster Triumph war es ihm, durch gute Beziehungen zu den Justizbehörden einige Zeilen eines Massenmörders zu erwischen. Seine Sammlung wurde eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges — jeder Kulturhistoriker, jeder Graphologe mußte seine Freude daran haben.

So geschah es, daß Philipp Emanuel selbst berühmt wurde! Durch seine Autogramme! In ganz Deutschland, ja darüber hinaus kannte man seinen Namen. Und schließlich trat eines Tages das Ereignis ein, wo unsere Geschichte anfängt, der Katastrophe zuzueilen.

Nämlich: es erschien bei Philipp Emanuel ein leidlich deutschsprechender Amerikaner, stellte sich als Mister Soundso, Sammler von Autogrammen, vor und — bat ihn um eine Unterschrift!! „Sie sein der very beruhmteste Sammler von Autogramms!?“ sagt der Yankee und hielt ihm ein offenes Buch hin: „Schreiben Sie unter!“

Philipp Emanuel erbleichte errötete, nahm die gezückte Goldfeder des Amerikaners und trug sich ein: „Philipp Emanuel Enzensperger“.

Von dieser Stunde an begann die letzte Rolle des Fadens sich abzuwickeln, den ihm die bösen Parzen zugesponnen. Eines Tages fiel es auf, daß der sonst so gewissenhafte Beamte auf seinem Büro vor großen Schreibbogen saß und sie in seiner gelehrten zierlichen Handschrift immer mit derselben Unterschrift bemalte: Philipp Emanuel Enzensperger, Philipp Emanuel Enzensperger . . . Man nahm's zuerst als liebenswürdige Schrulle, dann als grotesken Vogel, schließlich als Amtsvernachlässigung, und endlich deutete man zwinkernd dahin, wo bei manchen Leuten das Gehirn sitzt . . .

O Muse, verhülle dein Haupt! Die Leute, die so bedeutsam an die eigene Stirn griffen und die fremde meinten, hatten recht: Seit Philipp Emanuel sich als Berühmtheit wußte, die nicht mehr Autogramme zu sammeln, sondern zu geben hatte, schien ein heimtückischer Wurm in seine Ganglienzellen gekrochen zu sein, der sein Hirn benagte. Er bekam zunächst Zwangsurlaub, den er damit verbrachte, stundenlang, tagelang, von kurzen Eß- und Schlafpausen unterbrochen, seinen Namen zu malen, überirdisch leuchtenden Antlitzes, ganz hingegeben an sein Werk

Bis man ihn schließlich in eine Anstalt brachte. Er war ein stiller, harmloser Kranker, der sich damit begnügte, Stöße Papiers mit seiner Unterschrift zu bedecken. War er besonders gut aufgelegt, so gab er wohl dem Wärter wichtigtuend einen Bogen ab und flüsterte: „Bewahren Sie es gut auf, ich bin eine Berühmtheit, meine Unterschrift ist bares Geld.“

Nach einem Jahre überraschte ihn mitten im Namenszug der Tod. Das „Verrückte“ an der Geschichte ist aber, daß jener spleenige Amerikaner, der von der Sache gehört hatte, die von Philipp Emanuel Enzensperger während seiner irren Zeit beschriebene Schiffslast Papier aufkaufte und über den Ozean schaffen ließ. Ihn hat man nicht in die Gummizelle gesteckt!

K. F.

Zeitschriften

Unter gelber Flagge. — Behandlung seucheverdächtiger Schiffe. Die Seehäfen sind heute das Haupteinfallstor so mancher schweren Krankheit. Viele Seuchen, die in früheren Zeiten als Geißel der Menschheit verheerend über Erdteile und Länder zogen, haben sich in irgendeinem Hafen an Land geschlichen. Daß sie das heute nicht mehr können, daß ihnen, wenigstens soweit das in menschlichen Kräften steht, der Eintritt verwehrt ist, das ist Verdienst und Aufgabe einer sorgsam durchgebildeten Sanitätsorganisation, die Tag und Nacht darüber wacht, daß kein verdächtiges Schiff unkontrolliert bleibt. Welche große Arbeit diese Organisation im Dienst der Menschheit leistet und wie groß die Gefahren sind, die in diesen Häfen lauern, das zeigt ein sehr interessanter Bilderartikel in der neuesten Nummer (Nr. 36) des Illustrierten Blattes. Das gleiche Heft bringt den Bericht eines Augenzeugen von der Erschießung der Schillschen Offiziere. Eine heitere Filmseite, die Verkleidungsszenen aus kommenden Filmen zeigt, wird den Lesern viel Freude machen. Auf die Fülle an Humor und bunten Seiten sei wieder besonders hingewiesen. Diese sehr reichhaltige Ausgabe des Illustrierten Blattes wird ab Samstag überall für 20 Pfennig verkauft.

Die Septembernummer von Westermanns Monatsheften eröffnet den 79. Jahrgang dieser ältesten deutschen illustrierten Monatsschrift. Verantwortungs- und zielbewußter denn je soll ihre kulturelle Ausbauarbeit in die deutsche Zukunft geführt werden. Wie diese Arbeit geleistet wird, zeigt das vorliegende Septemberheft. Der Reichssiedlungskommissar Staatssekretär Dipl.-Ingenieur Gottfried Feder schreibt Grundsätzliches zu dem ihm anvertrauten Teil des wirtschaftlichen Aufbaues der Nation in dem Beitrag über „Das deutsche Siedlungswerk“. Die Führerin der deutschen Frauen, Gertrud Scholtz-Klink, gibt Gestalt und Ziel des „Deutschen Frauen Arbeitsdienstes“ bekannt. Für „Das geistige Deutschland und seine Kunst“ legt der Dichter Hermann Stehr als der berufene Sprecher des deutschen Geistes Bekenntnis ab, während Dr. E. Günther Gründel die zwingende Forderung nach geistiger Führerauslese, nach der „Herrschaft der Besten“ erhebt. Es finden sich weiterhin ein Beitrag über „Richard Wagners revolutionäre Helden“ von Dr. Karl Rich. Ganzer, Betrachtungen des bekannten Rekordläufers Dr. Otto Peltzer über die Olympischen Spiele 1936 in Berlin und eine neuartige Darstellung der Marneschlacht von dem Direktor am Reichsarchiv, Oberstleutnant a. D. Wolfgang Foerster. Tiefdruckaufsätze zeigen Bilder von der Kurischen Nehrung und geben Einblick in Leben und Werk des Bildhauers Wilhelm von Winterfeld. Das eigene, einzigartige Schaffen des Malerromantikers Karl Leipold wird in einem mit farbigen Wiedergaben seiner Gemälde geschmückten Aufsatz gewürdigt. Der unterhaltende Teil bringt den ersten Roman der kürzlich mit ihrem Novellenband „Unter den Eichen“ bekannt gewordenen Margarete Schiestl-Bentlage „Das blaue Moor“. Zwei farbig bebilderte Beiträge heißen vielversprechend „Feen mit goldenen Glöckchen“ und „Piesekoll, der Horizontverschlinger“. Zwei andere heitere Erzählungen mit lustigen Zeichnungen haben der Präsident der Reichsschrifttumskammer Hans Friedrich Blunck und der rheinische Dichter Heinz Steguweit geschrieben. Eine weitere Novelle von Hermann Eris Busse, künstlerisch wertvolle Bildwiedergaben, Gedichte und viele andere kleine Beiträge vervollständigen den Reichtum des wertvollen Heftes. — Probenummern kostenlos vom Verlag in Braunschweig.

■ Fröhliche Ecke ■

Im Theater

„Im nächsten Akt stirbt einer!“
„Das werde ich sein! Vor Langerweile!“

*

Lieschen hat Geburtstag. Tante Olga bringt ihr eine Puppe. „Ja, Lieschen, das ist eine ganz besondere Puppe! Hier sind zwei Fäden. Wenn du an dem roten ziehst, sagt die Puppe Mama. Und wenn du an dem blauen ziehst, sagt sie Papa.“

Lieschen überlegt. „Papa ist nicht nötig, Tante. Ich hab' ja keinen Mann.“